

Der Freie Schriftsteller von Arthur Eloesser

Ich weiß, wie es den Künstlern aller Art, bildenden und darstellenden, wie es den Aerzten und den Anwälten geht — aber ich kann mich nicht um alle kümmern. Ich bin freier Schriftsteller, einer von den letzten, die sich vermessen, von ihrer Feder zu leben, und als Direktor des Schutzverbands deutscher Schriftsteller stehe ich an einer Stelle, der die reichste Erfahrung von selbst zuströmt. In dieser Eigenschaft lade ich alle unsre Minister, Abgeordnete, Gewerkschaftssekretäre, und was sonst sozial denkt, in meine Sprechstunde ein. Um ihnen den hungernden Schriftsteller zu zeigen? Das wäre nicht originell. Den gab es früher auch. Ich zeige ihnen auch den obdachlosen Schriftsteller. Früher fand er ein Sopha bei einem Freunde — das machte sich in naturalistischen Komödien immer sehr lustig —; aber der Freund hat nun auch kein Sopha mehr. Ich bin nicht wehleidig und lasse mich auch von den jungen Leuten nicht erweichen, die nach dem jugendlichen Verbrechen eines Gedichts oder einer Skizze an alle Türen klopfen: Der Geist steht draußen! es geht um die Erhaltung unsres geistigen

Lebens! Ich denke an Leute, die berufen sind, an tapfere Leute, die nicht leicht schlapp werden, an begabte Leute, denen immer noch etwas einfällt, ob sie ihren Artikel nun im Wartesaal des Stettiner oder des Anhalter Bahnhofs schreiben. Die mit einer nächtlichen Razzia zur Polizei gebracht und am Morgen als Obdachlose, bei denen aber sonst Alles in Ordnung ist, höflich entlassen werden. Sie würden wahrscheinlich nicht einmal in meine Sprechstunde kommen, wenn man ihnen die angenommenen Artikel sofort bezahlte. Aber sie müssen auf den Abdruck warten, der ihnen das Honorar bringt, obgleich das Verlagsgesetz das Gegenteil vorschreibt. Und dann haben die Verlage so ihre Gewohnheiten. Manche zahlen am Schluß des Monats, manche erst am Schluß des Quartals und manche gar nicht oder erst nach dringender Nötigung durch den Schutzverband.

Und was zahlen sie? Zur Zeit des Frühindustrialismus wurden manche Gemüter in England erschüttert, als die ersten Sozialethiker dem Bürger nicht ohne Erschütterung vorzurechnen wagten, wieviel Arbeitslohn in dem Hemd stak, das er auf dem Leibe trug. Ich weiß nicht, ob sich die Leute solche Hemden, wie wenn sie blutig wären, damals vom Leibe gerissen haben. Aber ich weiß, liebe Mitbürger: wenn Ihr wüßtet, Ihr würdet alle diese witzigen und phantasievollen Artikel gar nicht mehr lesen mögen, ob sie nun vom Stettiner oder vom Anhalter Bahnhof stammen. Der Schriftsteller, der keine besondere Forderung zu stellen wagt — so frech sind nur wenige —, wird im allgemeinen noch mit dem Fünffachen des Friedenssatzes abgefunden; und der war auch nicht hoch. Die Provinz begnügt sich mit weniger. Eine gut fundierte Badische Landeszeitung zeigte sich sehr entrüstet, als ihr Mitarbeiter die Versetzung des Zeilenhonorars von zwölf Goldpfennigen auf zwanzig Papierpfennige nicht für eine soziale Tat halten wollte. Ihr glaubt gar nicht, was diese Leute für ein Talent zur Entrüstung haben. Ein Köl'sches Tageblatt wurde einfach grob, weil man es bei einem Plagiat ertappt hatte; das sei doch Tradition. Unter einer demokratischen Republik, die auch sozial sein oder werden will, hat die Staatsanwaltschaft die Verfolgung des Plagiats, also des Diebstahls grundsätzlich abgelehnt. Kein Wunder, da die Staatsanwälte mit der Verfolgung des Schriftstellers selbst schon so viel zu tun haben.

Wie ist das Alles möglich? Zunächst durch ein Ueberangebot, da so viele Leute sich einbilden schreiben zu können, die noch nicht einmal wissen, wo man ein Semikolon zu setzen hat. Dann durch den unlautern Wettbewerb der Schriftsteller im Nebenberuf, nicht nur der Dichterlinge mit dem hohlen Ehrgeiz, sondern auch ganz wertvoller Leute mit ihrem verdammten Idealismus. Besonders die Wissenschaftler, die immer traurig sind, wenn sie ein Honorar annehmen müssen, nun gar bei der Papiernot! Sollte man die Verleger nicht lieber unterstützen? Gewiß: mehrere hundert deutsche Zeitungen sind der Papiernot bereits erlegen; aber ich sage euch, daß sie alle zusammen mit ihrer „Tradition“ des mehr oder weniger berechtigten Nach-

drucks noch keine drei freien Schriftsteller mit ernährt haben. Ein altes Journalistensprichwort sagt: Am Honorar ist noch keine Zeitung zugrunde gegangen. Wir Schriftsteller sind nicht schuld daran; unsre Not ist die ältere, und sie gedieh auch auf den fettesten Inseratenplantagen. Schriftstellerhonorare kommen überhaupt nur für Zeitschriften in Betracht, die nicht zum größten Teil von der Redaktion selbst geschrieben werden. Sie berufen sich auf den großen Bruder, den Zeitungsverleger, der die Inserate hat. Der kann das xfache für Papier, das yfache für Druck, das zfache für Gehälter und Spesen aller Art bezahlen, aber gar kein -faches gibt es für den Schriftsteller. Hier fängt das unbedingte Nichtkönnen an. Warum? Weil die armen Ludersch keine Angestellten sind und nicht streiken können. Die ältern, eingeführten Essayisten gewöhnen sich allmählich ab, ihrer Zeitschrift, wie lieb sie ihnen in langer Mitarbeit geworden sein mag, solche Akte der Wohltätigkeit auf Kosten ihrer Familie weiter zu erweisen. Dafür rücken die jüngern ein, deren Reich nicht nur von dieser Welt des Geldlohns ist, und deren Streben — nennen wir es ideal — noch auf das Kapital von Namen und Ruf geht. Wie können sie es schaffen? Vielfach, weil ihre Frauen sich umgestellt haben, indem sie Jumper stricken, indem sie neue Hüte dichten oder Lampenschirme malen. Durch diese kleine Hausindustrie ist es dem Schriftsteller möglich, seinen Verleger mitzuerhalten. Die mit dem Namen wandern ab, beliefern das Ausland, das sich vor unsern Angeboten kaum noch retten kann, und bringen vielleicht einige Dollars oder Gulden heim. Für Deutschland bleibt so viel, wie für die Repräsentation genügt, oder um nicht vergessen zu werden. Auch ein Ausverkauf!

Es gibt noch eine zweite und eine dritte Abwanderung; die zweite ist gut, die dritte ist schlecht. Durchaus zu fördern bleibt die Abwanderung in andre Berufe. Der junge Mensch darf sich heute nicht mehr als Schriftsteller etablieren; er muß sich einen Hauptberuf mit Normalarbeitstag, mit Tarif und Krankenversicherung suchen, und er wird die Muse, falls er dazu die Zärtlichkeit noch aufbringt, abends bei der Lampe empfangen. Eine Zeitlang sind Schriftsteller von den Behörden aufgenommen worden; sie werden jetzt unbarmherzig wieder vor die Tür gesetzt. Im ganzen haben weder Behörden noch private Unternehmungen ihre Pflicht getan. Es ist da ein Mangel an Großherzigkeit, ein besonders deutscher Mangel, wie ich mich immer wieder überzeugen muß. Oder sind die Schriftsteller nicht gefährlich genug? Mit der Unterbringung von stellungslosen Offizieren hat man sich viel sorglicher beschäftigt. Die andre Abwanderung scheint mir gefährlicher, es ist eine innere, es ist die der Qualität. Der Schriftsteller kann sich nicht mehr acht Tage hinsetzen, um für ein paar hundert Mark einen wissenschaftlich genährten, künstlerisch geformten Essay zu liefern. Arbeitslohn ist geronnene Arbeitszeit, wie Karl Marx sagt, oder saurer Schweiß, wie das Volk sagt. Sauer oder geronnen — es kommt wohl auf das Selbe hinaus —: der Schriftsteller wird die Arbeit vorziehen müssen, die ihn am

wenigsten Zeit kostet, die sich am schnellsten umsetzt, die das breitere Publikum findet. Nur Zeit, nur Zeit! Nicht zum Spazierengehen, wie es Dehmels Proletarier meint. Sondern zur liebevollen, mit ernster Verantwortung ausgetragenen Arbeit. Der geistige Arbeiter ist heute der schlimmste Frevler am Gesetz; er macht eine Schicht von mindestens zwölf Stunden und läßt alle Spulen laufen. Das wird nicht immer Qualitätsarbeit sein, und er wird ziemlich dünn weben müssen, um an Material zu sparen.

Wie ist dem Schriftsteller zu helfen? Zunächst muß die Abwanderung aus einem aussichtslosen und in ökonomischer Hinsicht fast lächerlich gewordenen Beruf gefördert werden. Eingehendere Vorschläge werden wir an die Behörden richten. Ein erprobter Gewerkschaftler wird mir etwas verächtlich die Worte Organisation, Tarif, Streik zurufen. Aber der Schriftsteller ist kein Angestellter, kein Arbeitnehmer eines Betriebes, sondern, formal genommen, leider ein Unternehmer, der mit andern Unternehmern sozusagen frei kontrahiert. Die Versuche einer Tarifgemeinschaft sind bisher an der Mutlosigkeit, an dem Widerstreben der Schriftsteller selbst gescheitert, weil die armen Lutersch — ich kann sie nicht anders nennen — die geringfügigkeit ihrer Bezüge nicht einzugestehen wagten. Sie genierten sich, wo Andre sich schämen sollten. Tarif ist außerdem Mindesttarif und nicht ungefährlich als Norm in einem Beruf, in dem es auch auf Qualität ankommt. Vorangehen müssen die Begehrten, die Umworbene, die Prominenten; es ist ihre soziale und kollegiale Pflicht, teurer zu werden, damit sich die Verleger erst einmal an eine angemessene Entlohnung geistiger Arbeit gewöhnen. Der gesuchte Schriftsteller darf sich nicht für bezahlt halten, wenn er das von einigen großstädtischen Zeitungen schon eingeführte Honorar von 300 Mark bekommt; er darf sich nicht geschmeichelt fühlen, wenn er es einmal auf 400 bringt, und auch noch nicht übersättigt, wenn er mit dem Gewicht seines Namens selbst ein Ehrengalahonorar von 800 oder 1000 Mark herausdrückt. Der Schriftsteller läßt sich von den Inflationsnullen zu leicht imponieren: er muß in Sachwerten und in Naturalien zu denken anfangen. Nicht etwa gleich in Stiefeln, von denen er für ein Friedenshonorar immerhin zwei Paar anschaffen konnte; in solche Ausschweifungen wird er sich nicht verirren. Auch nicht etwa in Butter — unsere Margarine ist ausgezeichnet; davon bringt er seiner Familie erst im guten Fall ein Pfund heim für eine Leistung, die ihn tagelange Arbeit gekostet hat. Das durchschnittliche Einkommen des deutschen Schriftstellers, von seiner Unsicherheit abgesehen, steht tief unter dem eines ungelernten Arbeiters. Wird er da nicht den Mut verlieren, und da es sich kaum noch lohnt, selbst von den lockendsten Einfällen verführt, die Feder schließlich sinken lassen?

Ich habe hier nicht von allen geistigen Arbeitern gesprochen, denen es nicht ganz so schlecht, aber auch nicht viel besser geht, und die sich in einer Zeit, da jede Klasse an sich, und der Sozialismus gar kapitalistisch denkt, von den Stärkern

niedergetreten werden. Ich habe nicht einmal von den Buchautoren sprechen können, die sich heute etwas besser stehen können, wenn — wenn! — ihr Buch gekauft wird, und wenn — wenn! — sie einen verständigen Vertrag mit ihrem Verleger gemacht haben. Das Buch ist eine Ware; mit dem steigenden Ladenpreis steigt auch der Anteil des Verfassers; er geht mit dem Verleger zusammen auf den Markt, um sich von derselben Inflation aufblähen zu lassen. Aber der Zeilenschreiber ist ein Bettler — hätte ich beinahe gesagt, wenn wir nicht genau wüßten, daß ein tüchtiger Bettler heute zu einer Tageseinnahme gelangt, die ein tüchtiger Schriftsteller kaum für eine Woche zu erträumen wagt. Also lernt schütteln oder kauft euch ein Holzbein oder eine Tafel: „Gänzlich erblindet.“ Oder schreibt darauf: Freier Schriftsteller!

Die Weltbühne, Nr. 47 / 1922

Das Blättchen publiziert als Form der produktiven Verneigung und des Gedenkens in seiner Rubrik „Vor 90 Jahren“ Beiträge aus ihrer großen Vorgängerin - der *Weltbühne* von Siegfried Jacobsohn, Kurt Tucholsky sowie Carl von Ossietzky. Nicht in jedem Fall ist es der Redaktion dabei gelungen, zweifelsfrei zu klären, ob an den Texten noch Urheberrechte bestehen, und die Inhaber gegebenenfalls zu kontaktieren. Wo sich ein solches Defizit offenbaren sollte, bitten wir darum, sich direkt an uns zu wenden.

Die Redaktion